

(Nachdruck verboten.)

5]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Mosenzweig.

Lucas hatte seine Aufmerksamkeit dem Geschäft von Cassiaux zugewendet, das gegenüber die andre Ecke der Rue de Brias und des Stadthausplatzes einnahm. Das Ehepaar Cassiaux hatte hier ursprünglich nur einen Gewürzkrämer-Laden gehalten, der heute in großer Blüte stand, und vor welchem offene Säcke, aufeinandergestellte Konservenbüchsen, Lebensmittel und Ledereien aller Art aufgestellt waren, durch Neze gegen diebische Finger geschützt. Dann hatten sie den anstößenden Laden dazu gemietet und dort eine Weinstube eröffnet, mit welcher sie goldene Geschäfte machten. Die benachbarten Fabriken, besonders die Hölle, verbrauchten eine erschreckende Menge von Alkohol. Ein ununterbrochener Zug von Arbeitern ging in dem Lokal ein und aus, besonders an Sonnabenden nach der Lohnauszahlung. Viele verweilten lange, nahmen ihre Mahlzeit da und gingen schwer betrunken fort. Hier wurde das Gift verabreicht, dies war die Gifthöhle, in welcher die stärksten Männer ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu Grunde richteten. Lucas entschloß sich sogleich, hineinzugehen, um zu sehen, wie es da zuging. Es machte sich das auch ganz natürlich, da er ja ohnehin die Absicht hatte, im Gasthaus zu essen. Wie oft hatte ihn in Paris sein leidenschaftliches Verlangen, das Volk in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen, all seinem Elend und seinen Leiden bis auf den Grund zu gehen, in die elendesten Kneipen geführt.

Er ließ sich ruhig an einem der kleinen Tische, neben dem großen, zinnbeschlagenen Schenktisch nieder. Es war ein großer Raum; etwa ein Duzend Arbeiter nahmen ihr Getränk stehend, während andre an den Tischen tranken, schrien und Karten spielten, eingehüllt in eine dicke Wolke von Tabaksrauch, welchen die Gasflammen mit rötlich-gelbem Schein durchdrangen. Die ersten, die Lucas sah, waren Nagu und Bourron, die einander gegenüber an einem benachbarten Tisch saßen und einander aufgeregt ins Gesicht redeten. Sie hatten sich offenbar vorerst Wein geben lassen; dann hatten sie eine Omelette, Würste und Käse bestellt, und da der Weinflaschen mittlerweile schon viele geworden, waren sie sehr betrunken. Aber sein hauptsächlichstes Interesse erregte Cassiaux, der, neben ihrem Tisch stehend, mit den beiden plauderte. Lucas hatte sich eine Schnitte kalten Rinderbratens geben lassen, und er hörte zu, während er aß.

Cassiaux war ein großer, dicker, lächelnder Mensch mit väterlich wohlwollendem Gesicht.

„Wenn ich Euch sage, daß, wenn ihr nur noch drei Tage länger ausgehalten hättet, die Herren sich Euch hätten auf Gnade und Ungnade ergeben müssen! Himmelsgewitter! Ihr wißt ja, daß ich immer auf Eurer Seite bin. Ich wollt' es lieber heut als morgen erleben, daß Ihr mir diesen niederträchtigen Ausbeutern den Garaus macht!“

Nagu und Bourron, die sehr erregt waren, schlugen ihm auf die Achseln. Jawohl, jawohl, sie kannten ihn, sie wußten, daß er ihnen ein wahrer Freund sei. Aber trotzdem sei so ein Streit eine verflucht harte Sache, und einmal müsse er schließlich ein Ende nehmen.

„Die Herren werden immer die Herren sein,“ stammelte Nagu. „Man muß sie sich also wohl gefallen lassen und kann nichts thun, als ihnen so wenig als möglich für ihr Geld zu geben. Noch einen Biter, Vater Cassiaux, Sie trinken mit uns.“

Cassiaux sagte nicht nein und setzte sich an den Tisch. Er war ein Anhänger radikaler Ideen, weil er bemerkt hatte, daß sein Geschäft nach jedem Streik sich vergrößerte. Nichts regte die Leute so auf wie der Kampf, der erbitterte Arbeiter warf sich dem Alkohol in die Arme, die langen Tage verbissenen Nichtsthuns gewöhnten den Fleißigen an die Schänke. Außerdem zeigte sich Cassiaux in kritischen Zeiten entgegenkommend, eröffnete den Frauen kleine Kredite, verweigerte den Männern ein Glas Wein nicht, denn er war sicher, nachher be-

zahlt zu werden; mittlerweile schuf er sich aber den Ruf eines gutherzigen Menschen und verlockte die Leute zum Genuß des abscheulichen Giftes, das er verkaufte. Manche behaupteten jedoch, daß dieser Cassiaux mit seinem gleichnerischen Gehaben ein Verräter, ein Spion der Eigentümer der Hölle sei, die sein Geschäft kommanditiert hätten, um die Leute zum Blandieren zu bringen, indem sie sie betrunken machten. So schloß sich der Ring zum unabwendbaren Verderben, der elende Lohnsklave, der weder Freude noch Vergnügen auf der Welt hatte, bedurfte der Schenke, und die Schenke vollendete seine körperliche und moralische Zerrüttung. Ein schlechter Mann, ein schlechter Ort, ein Haus des Unheils, das weggerissen, dem Erdboden gleichgemacht werden sollte.

Die Aufmerksamkeit Lucas' wurde eine Weile von dem Gespräch am Nebentisch abgezogen, als er die Thür, die vom Kramladen in die Schenke führte, aufgehen und ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen eintreten sah. Es war Honorine, die Tochter Cassiaux', ein kleines, zartes, brünettes Kind mit schönen schwarzen Augen. Sie hielt sich nie in der Weinstube auf, sie bediente nur im Laden. Sie rief lediglich nach ihrer Mutter, die an dem großen zinnernen Schenktisch saß, eine dicke, lächelnde Frau mit ebenso mütterlicher Miene, wie die ihres Manns väterlich war. Alle diese gewinnstüchtigen Geschäftsleute, diese egoistischen und hartherzigen Krämer hatten schöne Kinder. Waren auch diese Kinder bestimmt, ebenso gewinnstüchtig, ebenso hartherzig und egoistisch zu werden?

Plötzlich schien es Lucas, als sei eine schöne und traurige Vision vor ihm aufgetaucht. Mitten in der verpesteten Luft der Schenke, in dem immer dichter werdenden Tabaksrauch, umstoß von dem Lärm eines heftigen Streits, der vor dem Schenktisch ausgebrochen war, stand Rosine da, so undeutlich sichtbar in der dicken Luft, daß er sie nicht gleich erkannt hatte. Sie war, wie es schien, unbemerkt eingetreten und hatte Nanet vor der Thür gelassen. Zitternd und zögernd stand sie hinter Nagu, der sie nicht sah, da er ihr den Rücken zuwandte. Und Lucas konnte sie eine kurze Weile betrachten, so schwächlich in ihrem armseligen Kleidchen, mit ihrem leidenden Gesicht, das beschattet war von dem zerrissenen Wolltuch, das sie auf dem Kopfe trug. Und nun sah er auch etwas, was ihm vorhin auf der Straße entgangen war: ihre rechte Hand, jetzt nicht mehr in den Falten ihres Rocks verborgen, war von Dinnen bis ans Handgelenk umwunden, einem Verband offenbar für irgend eine Wunde.

Rosine nahm endlich allen ihren Mut zusammen. Sie war offenbar an das Fenster der Weinstube gekommen, hatte hineingeblickt und Nagu drinnen am Tische sitzen sehen. Sie trat jetzt mit ihren wankenden kleinen Schritten heran und legte ihm ihre schmale Kinderhand auf die Schulter. Er, in seiner Trunkenheit, fühlte es nicht einmal, bis sie ihn endlich stärker schüttelte und er sich umdrehte.

„Hölle und Teufel, bist Du's schon wieder! Was willst Du hier?“

Er schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen tanzten.

„Ich muß wohl herkommen, da Du nicht nach Hause kommst,“ erwiderte sie, sehr bleich, ihre großen, angstvollen Augen halb schließend, in Furcht vor dem rohen Ausbruch, den sie voraus sah.

Aber Nagu hörte nicht einmal auf sie, er schrie sich immer mehr in Wut hinein, im unklaren Verlangen, den Kameraden rings herum zu imponieren.

„Ich thu, was mir beliebt, und mir hat kein Frauenzimmer nachzuspionieren, verstehst Du? Ich werde hier bleiben, so lang es mir gefällt!“

„So gib mir wenigstens den Schlüssel,“ sagte sie verzweifelt, „damit ich die Nacht nicht auf der Straße verbringen muß.“

„Den Schlüssel, den Schlüssel?“ brüllte Nagu. „Du willst den Schlüssel?“

Und in wilder Wut sprang er auf, faßte sie an der verwundeten Hand und zerrte sie durch den Raum, um sie hinauszuführen.

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß es aus ist mit uns, daß

ich nichts mehr von Dir wissen will? Such' ihn einmal draußen auf der Straße, Deinen Schlüssel!"

Josine taumelte halb ohnmächtig und stieß einen durchdringenden Schmerzensschrei aus.

"O, Du hast mit weh gethan!"

Unter seinem brutalen Griff hatte der Verband sich verschoben, und das Innere rötete sich augenblicklich mit Blut. Das hinderte den vor Wut und Trunkenheit rasenden Menschen nicht, die Thür weit aufzureißen und das Mädchen auf die Straße zu stoßen. Und als er dann schwerfällig zu seinem Platze zurückkehrte, kalte er mit schwerer Zunge und mit einem dicken Lachen:

"Wenn man den Frauenzimmern nachgeben wollte, da käme man weit!"

Außer sich vor Empörung, zu heftigem Zorn entflammt, halte Lucas die Fäuste, um sich auf Ragu zu stürzen. Aber er sah voraus, daß er dadurch mit allen diesen brutalen Menschen in Streit und ins Handgemenge geraten würde. Es duldete ihn nicht länger an diesem wüsten Ort, und er beeilte sich zu gehen; während Cassiau, der den Platz seiner Frau an der Kasse eingenommen hatte, den Vorfall mildern wollte, indem er mit seiner väterlichen Miene sagte, daß es doch recht ungeschickte Weiber gebe; was wollte man von einem Manne herausbringen, der ein Gläschen über den Durst getrunken habe? Ohne zu antworten, eilte er hinaus, sog ansatmend die frische Luft der Straße ein und blickte suchend nach allen Seiten; denn er war hauptsächlich so rasch fortgegangen, um Josine zu finden und ihr zu Hilfe zu kommen, sie nicht, dem Verhungern nahe, ohne einen Bissen Brot, ohne Obdach in dieser finsternen stürmischen Nacht auf der Straße zu lassen. Aber vergebens eilte er die Rue de Brias hinauf und wieder bis zum Stadthausplatz hinab, suchte er in allen Menschengruppen nach ihren Gestalten: Josine und Nanet waren verschwunden. Wahrscheinlich hatten sie sich, aus Furcht, verfolgt zu werden, irgendwohin verrochen, die regnerische und stürmische Finsternis hatte sie wieder verschlungen.

Welch entsetzliches Elend, welch fürchtbares Leiden im Gefolge der verderbten, besudelten Arbeit, die zum schändlichen Ferment des menschlichen Verfalls geworden ist! Blutenden Herzens, die Gedanken undüffert von unheilvollster Voraussicht, schritt Lucas wieder ziellos durch die verbissene, drohende Menge, die dichter noch als vorher die Rue de Brias erfüllte. Wieder fühlte er den Hauch des Schreckens über die Köpfe hinwegwehen, dem Sturm des Klassenkampfes entflammt, der hier noch bis vor wenigen Tagen gefohbt hatte, der niemals endet, dessen baldiges Wiedererwachen in der Luft lag. Das Wiederaufnehmen der Arbeit war nur ein trügerischer Friede, unter der stummen Ergebenheit der Arbeiter grollte es dumpf, in allen Seelen lebte das Verlangen nach Rache, in den Augen brannte die schlecht verlöschte Glut grausamen Hasses, bereit, jeden Augenblick aufs neue aufzukommen. Die Schänken zu beiden Seiten der Straße waren überfüllt, der Alkohol verschlang den sauer erworbenen Lohn und blies seinen Pesthauch bis auf die Straße, während die Läden der Kaufleute nicht leer wurden und von den armseligen Groschen der Arbeiterfrauen den abscheulichen Gewinn des Handels erhoben. Überall wurden die Proletarier, die Halbverhungerten ausgebeutet, ausgefogen, wurden zerrieben zwischen dem Naderwerk der hirschenden sozialen Maschine, deren Zähne um so härter wurden, je mehr sie aus dem Gefüge ging. Und unter dem gelben Schein der flackernden Gasflammen trittete hier ganz Beauclair durch den Straßenkott, wie eine verirrte Herde, die blind dem Abgrund zutreibt, einer fürchtbaren Katastrophe entgegengeht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

261

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

"Das ist also das," sagte Lopinsky nachdenklich und schnippte ein Stäubchen von seiner Weste. "Eine nicht üble Arbeit. Noch nicht ganz bühnenreif, aber nicht übel. Wir werden es herausbringen, wie noch kein Drama in Versen herausgebracht worden ist. Es ist nämlich in Versen, Herr Rechtsanwalt."

In seiner Freude vergaß Bohrmann Fräulein Reymond.

"Man hat eine Aenderung von mir verlangt. Wann soll die Ausführung stattfinden?"

"Ja, wann?" erwiderte Lopinsky in tiefem Nachdenken. "Der Tag! Der Tag ist im Bühnenleben immer das wichtigste. Erst gestern abends sagte ich zu meinem Dramaturgen . . ."

"Mein Dramaturg!" brüllte Schmidt-Lesébvre herein. "Herr Direktor, ich muß bitten!" rief Lopinsky zurück.

Schmidt-Lesébvre erschien an der Thürschwelle und lehnte sich gegen den Pfosten. Oberregisseur Steinlein eilte zu ihm hin und legte ihm seine Hand auf die Brust.

"Ruhe! Ruhe! Er nennt Sie ja seinen Direktor."

"Erst gestern abends also sagte ich . . . zu dem Herrn Dramaturgen . . . was sagte ich doch zu Ihnen, lieber Gantinger?"

"Gestatten gütigst, Herr . . ." — Gantinger sprach das Wort "Direktor" undeutlich aus, um den Zorn Schmidt-Lesébvres nicht zu reizen — "Sie meinten, Mitte Dezember wäre wohl die beste Zeit für ein Drama in Versen."

Ganz recht. Es wundert mich selbst, daß ich in diesem Drange von Geschäften sofort die richtige Zeit erfaßt habe."

"Herr Doktor Kattowitzer rief mir jedoch . . . er meinte . . ."

"Was meint Herr Doktor Kattowitzer?" fragte Lopinsky verblüffend scharf, stemmte beide Fäuste gegen den Tisch und sah aus wie ein Minister, der die Audienz aufheben will.

Mit tonloser Stimme fragte der Rechtsanwalt von seinem Schreibtische her, ob der Autor einen schriftlichen Vertrag wünsche.

"Wenn es nicht gegen den Gebrauch wäre," antwortete Bohrmann und staunte über seine eigne Kühnheit.

Lopinsky sah schön aus, wie er jetzt eine Zornader auf seiner Stirn markierte.

"Verträge mit Autoren? Sind Sie Sardou?"

"Gestatten gütigst," flüsterte Gantinger, und Bohrmann glaubte die Namen Lofe und Petters zu verstehen. Lopinsky lehnte sich in seinen Stuhl zurück, dann sprang er auf, als wollte er einen Wahnsinnigen spielen.

"Das ertrage ich nicht länger! Herr Direktor Schmidt-Lesébvre, setzen Sie sich an meine Stelle! Alle reifen an mir! Jeden Blutstropfen saugen Sie mir aus! Ich habe mein Wort gegeben, und Sie sprechen von Verträgen!"

"Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe!" schrie Schmidt-Lesébvre.

"Gantinger," fuhr Lopinsky fort. "Sie allein kennen meine Seele! Habe ich jemals mein Wort gebrochen? Heißt es nicht von mir: Lieber tot als ehrlos? 57 Stücke hat man mir seit gestern eingereicht. Die ganze Nacht sind wir aufgeblieben, mein guter Gantinger und ich, und haben doch nur zehn Stücke zu Ende lesen können. Herrliche Sachen! Lauter erste Namen! Und da wollen Sie einen schriftlichen Vertrag haben? Haben Sie nicht mein Wort, daß Ihr Stück bis zum Februar aufgeführt wird?"

"Ruhe," sagte Schmidt-Lesébvre. Mit festen Schritten kam er schwerfällig heran, reichte Bohrmann seine Hand und sagte:

"Mein Wort, Herr Bohrmann."

"Sie haben gar nichts zu sagen, Herr Direktor," schrie Lopinsky und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

"Ich bin Ihr Direktor nicht," schrie Schmidt-Lesébvre zurück. "Sie sind mein Direktor. Und ich entlasse Sie."

"Die Herren stören mich bei meiner Arbeit," sagte der Rechtsanwalt tonlos.

Doktor Gantinger nickte Bohrmann zu.

"Lassen Sie es gut sein, lieber Herr Bohrmann. Ihr Stück kommt in dieser Saison daran, mein Wort darauf."

"Ein Sklave hat kein Wort," rief Schmidt-Lesébvre.

"Eigentlich," sagte Bohrmann schüchtern, "bin ich gar nicht deshalb heraufgekommen und hätte ohne die Frage des Herrn Rechtsanwalts von einem Vertrage gar nicht gesprochen. Ich wollte mir nur erlauben, den Herren eine Dame zu empfehlen . . ."

"Ist sie hübsch?" fragten die beiden Direktoren wie aus einem Munde und sahen einander darauf herausfordernd an.

"Sie ist schön. Und . . . Herr Doktor Kattowitzer interessiert sich für ihr Engagement. Man will mir ja so wohl, mir und meinem Drama, besonders Herr und Frau Lofe. Ich aber hätte gern gesehen, daß Fräulein Reymond . . . mit einem h . . . Reymond . . . die Vertraute meiner Königin . . . treire."

Lopinsky hatte seine Würde wiedergefunden.

„Lieber Gantinger, geh'n Sie 'mal ans Fenster und fragen Sie Doktor Kattowitzer, ob das Talent des Fräulein Raymond sich auf der Höhe des Kronprinzen-Ensembles befindet.“

Gantinger lief und beugte sich zum Fenster hinaus.

„Herr Doktor, ist das richtig, daß Sie sich für Bohrmanns junge Schauspielerin interessieren?“

„Sehr.“

„Ist sie gut?“

„Sie wird Furore machen. Wunderbare Toiletten.“

„Das wird nicht gehen,“ sagte Lopinsky sorgenvoll. „Das Wunnte mir die Szetal übernehmen.“

„Es ist nur eine kleine Rolle,“ bat Bohrmann.

„So, so . . . für kleine Rollen . . . wie viel?“

„Wie viel?“ fragte Gantinger zum Fenster hinaus.

„150 Mark monatlich.“

„Sagen wir 100,“ sprach Lopinsky mit tiefer Betonung der Ziffer. „Der Herr Rechtsanwalt wird die außerordentliche Güte haben, einen Vertrag in diesem Sinne auszufüllen. Bitte, Herr Bohrmann, wie ist doch gleich der Taufname der . . . Raymond? Nicht wahr? Ich glaube in Hamburg mit ihr zusammen gespielt zu haben. Sie ist hübsch, recht hübsch, in der That. Aber wer kann alle Taufnamen behalten?“

Schmidt-Lesebvre war in den Nebenraum zurückgekehrt. Als Bohrmann jetzt gesagt hatte: „Fräulein Marie Raymond“, und während der Rechtsanwalt sich anschickte, zwei gedruckte Formulare auszufüllen, lehrte Schmidt-Lesebvre auf die Schwelle zurück und sang:

„Elisabeth! O Macht des Himmels, rufft du den süßen Namen mir?“

Dann stürzte er plötzlich vor wie verwandelt, faßte den Lehrer bei den Knöcheln seines gelbgranen Rocks, versuchte ihn zu schütteln und rief, jetzt ganz ein leidenschaftlicher Ferdinand aus Kabale und Liebe:

„Sprich, Elender! Wenn sie nicht rein mehr ist! Bube, wenn Du genossest, was ich anbetete! Wie weit kamst Du mit dem Mädchen? Hofmarschall! Wie weit kamst Du mit ihr? Ich brüde ab oder bekenne! Wie weit kamst Du mit ihr? Du bist des Todes oder bekenne! Ich ermorde Dich oder bekenne! Du faßt sie nie? Kennst sie nicht? Weißt gar nichts von ihr? — Luise ist verloren um Deinerwillen! Du leugnest sie dreimal in einem Atem weg! — Fort, schlechter Kerl! Für Deinesgleichen ist kein Pulver erfunden.“

Steinlein und Gantinger hatten sich sofort auf Schmidt-Lesebvre gestürzt, um Bohrmann zu befreien. Schmidt ließ sich aber nicht stören. Schmetternd wie auf der Bühne sprach er seine Sätze bis zu Ende, dann schleuderte er Bohrmanns Notaufschläge beiseite, als wären sie Waffen, und wankte nach einem Sofa, wo er sich erschöpft hinsetzte und schluchzend sein Gesicht in den Händen barg. Und unter wirklichen Thränen murmelte er dabei: „Es muß reizender sein, mit diesem Mädchen zu buhlen, als mit andren noch so himmlisch zu schwärmen. Luise, Luise! Du meine heilige Elisabeth!“

Steinlein und Gantinger kehrten auf ihre Plätze zurück und schienen das seltsame Treiben des Direktors nicht weiter zu beachten. Bohrmann verstand es nicht recht, aber der Gedanke bewegte ihn schmerzlich, daß zwischen diesem Trunkenbold und Fräulein Raymond ein Geheimnis bestehe, daß gerade dieser Mann jetzt die fertige gewordenen Formulare des Kontratts unterzeichnen durfte.

Der Rechtsanwalt überreichte sie dem Lehrer. Das Fräulein brauche nur zu unterschreiben. Es sei ein zweijähriger Vertrag mit dem üblichen Probemonat und den üblichen Bedingungen.

Mit widerstrebenden Gefühlen, aber doch im Herzen froh, eilte Bohrmann zu Doktor Kattowitzer zurück. Der warf nur einen Blick auf den Vertrag und sagte:

„Natürlich, die gewöhnliche Kaufesalle. Kann binnen vier Wochen wieder rausgeschmissen werden. Die armen Mädel! Aber wenn sie wirklich hübsch ist und was anzuziehen kriegt, ist wenigstens ein Anfang gemacht.“

XXIV.

Zwei Stunden später fanden sich die meisten aus der Gesellschaft auf der Estalade zusammen. Nur der Rechtsanwalt hatte sich entschuldigen lassen und Schmidt-Lesebvre war nicht aufgefordert worden; Steinlein und Doktor Kattowitzer waren im Hotel zurückgeblieben, um „fulminante“ Notizen für die Berliner Zeitungen zu verfassen.

Gusti Mauerhofer schlug vor, bei dem trübem Wetter die

Zeit mit ein bißchen Fischerei zu vertreiben. Sie besaß auf-fallend schöne Arme, entblößte sie gern und hatte in Kostüm einer Erebetten-Fischerin selbst bei den Parfern großen Erfolg gehabt. Heute aber wollte man sich mit einem der Nege begnügen, die auf dem hölzernen Steg gegen geringes Entgelt für das Publikum bereit standen.

Die Szetal erzählte eine Geschichte, die ihr mit dem Fürsten Chose in Biarritz passiert war. Er hatte ihr einmal einen Ring schenken wollen. Als sie das unschätzbare Juwel mit einem Bonmot ablehnte, habe der Fürst den Ring ins Meer geworfen. Nach einiger Zeit habe sie eine Dorade von vier Pfund geangelt und dem Koch des Fürsten zur Zubereitung übergeben. Entsetzt sei der Koch, ein Meister seines Faches, bald darauf vor seinem Herren erschienen und habe zitternd den Ring vorgezeigt. Zu Wagen des Fisches . . .

Bohrmann, den das Abenteuer in Erstaunen setzte, wollte darauf aufmerksam machen, daß im Altertum etwas ähnliches Spiel des Schicksals sogar in einer Ballade behandelt habe. Doktor Kattel aber unterbrach.

„Das geht wirklich nicht, liebe Frau,“ sagte er. „Ihre Zumutungen werden zu stark.“

Doch die Szetal lehnte bereits an einem der beiden Nege, die von der Gesellschaft mit Beschlag belegt worden waren; sie blatte sinnend in das Meer hinunter, wo allerlei kleines Gewirm unbetrieben, während die Mauerhofer an dem andren Nege ihre prachtvollen Arme zeigte. Die Geräte waren so eingerichtet, daß das Nege durch das leichte Drehen einer kleinen Kurbel ins Meer getaucht und wieder herausgezogen werden konnte. Wie an jeden die Reihe kam, versuchte er sein Glück. Die andren schauten erwartungsvoll zu.

Pariser Jünglinge machten sich laut über die verhungerten Brezzen lustig, die hier von ihrem Fange leben wollten. Die Französin, die sie bei sich hatten, wetteten mit ihnen auf das Nege der Mauerhofer. Es kam zu einer Unterhaltung zwischen diesen Französinen und Frau, die in gutem Französisch ein Petersburger Erlebnis zum besten gab und sich dabei selbst als Ungarin vorstellte, „eine halbe Russin also,“ wie sie sagte.

Je geringer die Beute war, desto höher stieg die Ungeduld der Fischer und die Neugierde der Zuschauer. Kaum ein paar kleine Seemuscheln oder ein Duzend Erebetten blieben an den Maschen hängen, und wenn im Nege ein Fisch selbst geblieben war, so war er gewiß so klein, daß er hindurchschlüpfte oder hindurchfiel. Schien das Nege einmal etwas schwer zu sein, so fand sich nachher sicher nichts andres darin vor als Seetang und ähnlicher Schmutz.

Zu seiner großen Freude hatte Bohrmann dieses Nege plötzlich in seiner Hand. Jüngend jemand, der müde geworden war, hatte es ihm übergeben. Er ließ es ins Wasser untertauchen und zog es fast sofort wieder heraus. Ein Zubehörf Maschas machte zuerst ihre Gesellschaft und dann die ganze Estalade auf den Fang aufmerksam. Im Nege wand sich ein dünner, etwa zwei Fuß langer Kal, ein unglückliches Geschöpf, das in seinem Schreden den Ausgang nicht gefunden hatte. Im Nu hatte Mascha den Kal mit dem kleinen Handnetz herausgeholt, und in den großen Eimer in Sicherheit gebracht. Jeder wollte das Prachtstück sehen. Bohrmann wurde umschmeichelt. Ungeheuer elegante Pariserinnen nannten ihn „mon cher“ — was er ganz gut verstand — oder sogar „chéri“, was er nicht ganz verstand.

Lizzi, deren Zunamen niemand genau kannte, hatte einen Einfall.

„Der klein: Doktor muß uns eine Kal-suppe spendieren.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

th. Frühling in der Hasenheide. Es klingt wie der reine Hohn. Frühling in der Hasenheide, gerade als ob die Hasenheide einen besonderen Frühling hätte!

Sie hat aber doch einen. Man muß nur nach der richtigen Seite gehen, nicht nach der breiten Prachtstraße, wo Mietspalast an Mietspalast sich drängt, nach oben hin, dahin, wo das Feld beginnt. Die Wilmannsstraße hinauf, eine häßliche Straße, eng, verräuchert und düster, nur das Städchen an der Neuen Welt ist etwas freier. Büsche und Wäpne niden über das Gitter. In die Karlsgartenstraße hinein, rechts kahle Banpläge, links eine Laubentolonie, aber geradeaus — der Wald.

Wirklich der Wald! Man darf nicht hinein, ein dichter Bretter-zamm schließt ihn ab und reserviert ihn für die Soldaten, aber über

den Baum weg hört man die Wipfel rauschen, und der Wind trägt Se idedust herüber. In der Laubkolonie arbeiten sie schon: die Frauen graben und säen, die Männer zimmern, und es liegt ein Glanz auf den verwetterten Gesichtern, ein wunderbarer Glanz. Frühling — Frühling! An dem Baum entlang zwischen den Lauben hin — nun liegt das Feld da, breit und frei. Weit geht der Blick hinaus von hier, so weit! Nach links hin Niddorf, die neuen eleganten Straßen kommen schon bis an das Feld herangeklettert. Weiter hinten taucht Brig auf, dann verschwindet alles in Dunst und Duft. Aber das Feld liegt davor und es ist schön: das Feld, am schönsten jetzt in diesen goldenen jungen Apriltagen. Sommerglut hat den Boden noch nicht gedörrt, ein frischer Hauch schwebt darüber, ein grüner Schimmer, wie von junger Saat.

Und überall auf dem Felde die Kinder. In ganzen Scharen sind sie heraufgekommen, die Kleinen liegen im Sande und mollen, die Großen sitzen daneben und striden und häkeln und lesen und schwagen; und es thut ihnen gar nichts, daß ihre Kleider voll Staub und Erde werden, und daß die Sonne grell und blendend auf ihren Gesichtern liegt. Sie haben die Sonne lange genug entbehren müssen. In ihre engen Höfe, ihre Bodenlammern und Kellerlöcher ist sie nicht hineingekommen, da kommt sie im Sommer kaum hinein. Aber hier ist sie in goldener Fülle, und sie jauchzen ihr entgegen und freuen sich ihrer lebenswackenden Pracht.

Zwischen den Bäumen am Waldrand haben sich drei eine Schaul ausgesetzt, eine einfache Leine, auf der Mutter soust die Wäsche trocknet, aber es ist ein Jubel „wie hoch sie geht“.

Fernher tönt verlorenes Singen, irgendwo tanzen sie einen Ringeltreiben, die hellen Stimmen klingen herüber:

„Spinne feine Seide
So klar, wie ein Haar.“

Alles, junges Kinderlied, wie kommt es, daß du so das Herz ergreiffst?

Weiterhin wird es einsam, die Kinder halten sich in der Nähe der Stadt, hier heraus verliert sich keiner, nur ein Mann oder eine Frau kommt zuweilen hastig vorübergeschritten. Drinnen im Walde singen die Vögel: die Kohlmeise zwitschert und der Zeisig schnarrt und dazwischen hin trillert ein Rotkehlchen leise und fein, als ob man über ein Weinglas streicht. Dann knallt ein Schuß, und alles wird still.

Das Feld liegt leer und einsam, nur in der Ferne, wo ein „Ruhl“ blau herüberleuchtet, treiben sich ein paar Vuben umher, sie haben Botanistertrommeln und einen großen weißen Köcher, jetzt fahren sie damit in das Wasser hinein. Sie fischen nach Molchen, offenbar haben sie etwas gefangen; triumphierend hebt er eine die Hand empor, dann hordchen sie plötzlich auf und laufen hastig davon. Aus einer Wegvertiefung taucht ein blauer Helm auf, ein Gendarm kommt von Tempelhof her. Er hält das Pferd an und späht unter der Hand weg über das Feld. Er hat die Vuben doch noch gesehen, droht ihnen nach, sie machen sich, wie es scheint, nichts daraus, man sieht wie sie lachen. Jetzt, wo er ihnen den Rücken wendet, schneiden sie ihm sogar eine lange Nase.

Der Garnisonkirchhof, das Türkengrab. Stumm und schwermütig liegen sie da, aber dahinter thut sich der Wald auf, man kann weit hineinschauen, und es sproßt und leimt an allen Zweigen. Was soll uns der Tod? Das Leben gilt.

Frühling, Frühling!
Der Weg belebt sich wieder. Spaziergänger kommen, Herren und Damen, aber durchweg „gutes Publikum“. Wir sind im feinen Teil der Hafenseide. Die Straßen, die hinter dem Walde liegen, gehören zum Geheimratsviertel, und auch die Spaziergänger haben alle so etwas Geheimräthliches an sich. Die Herren gehen steif und würdevoll, die Damen nehmen sorglich die Kleider hoch, wenn der Boden irgendwo ein bißchen feucht ist, selbst die Kinder gehen gemessen und im Schritt. Sie tragen weiße Kleidchen und große weiße Hüte und die Sonne hält sie sorgsam an der Hand. Wenn wirklich mal eins drei Schritt rennen will, ist sie sofort hinter ihm her.

„Aber Lieschen, so geh' doch anständig.“
„Ei ja, was sie anständig sind!“

Aber dabei liegt doch ein Etwas über Allen, ein unbestimmbares, unerklärliches Etwas. Wie sie so stehen bleiben von Zeit zu Zeit und die Luft einatmen, die frische würzige Heibeluft, wie die Augen glänzen!

Der Lenz ist da!
Selbst dem Dadel ist es in die Beine gefahren, er tollt durch das weisse Laub, daß die Blätter fliegen, steckt die Nase in jedes Maulloch und stürzt mit wahren Freudengetöse auf den neuen Maulwurfsbügel los. Gleich wird er ihn haben, den Schwarzrod.
Frühling — Frühling! —

Aus dem Pflanzenleben.

— Selbsthilfe von Pflanzen. Es giebt viele Pflanzen, die eingehen, wenn auf dem Umkreis ihrer Wurzelverzweigungen die Erde erhöht wird. Im Gebirge kommt es sehr häufig vor, daß infolge von Regen oder Schneeschmelze Schlammströme, sogenannte Murgänge, niederbrechen, teilweise zerstörend, teils weite Gebiete oft mehrere Meter mit Gestein und Schlammmassen erhöhend. Wird ein Buchenwald von solch einem Murgang überschüttet, so kann man

ziemlich regelmäßig beobachten, daß die Bäume eingehen. Andre Pflanzen aber wissen sich zu helfen, sie treiben sogenannte Adventivwurzeln; aus Stellen des Stamms, die sonst über die Erde hervorragten, jetzt aber unter der Erde begraben sind, brechen neue Wurzeln hervor, die allen Bedürfnissen der Pflanze genügen. Dies trifft z. B. auf die Kiefer, die Platane. Ein hübsches Beispiel solcher Selbsthilfe bei der Fichte giebt Dr. Faulhauser in der „Schweiz. Zeitschrift für Forstwesen“. Durch die Murgänge des Eistenbachs in der Schweiz war die unmittelbare Umgebung einer Fichte zu wiederholten Malen mit Schlamm überdeckt worden, ohne daß sich beurteilen ließ, wie weit der Stamm in das Steingeröll hinunterreichte. Infolge von Eindämmungsbauten zeigte der Bach in neuerer Zeit mehr Neigung, Geschiebe wegzuführen als abzulagern, und die früher begrabenen Teile des Stammes kamen wieder zum Vorschein. Da ließ sich nun an dem freigelegten Stammstück wahrnehmen, daß der Baum nach jeder Erhöhung des Terrains in dessen oberster Schicht Adventivwurzeln getrieben hatte. Am bloßgelegten Teile des Stamms ließen sich zwei getrennte Wurzelschichten mit ca. 60 Centimeter Höhenunterschied erkennen. Sie dürften wohl zwei verschiedenen, mehrere Jahre auseinanderliegenden Murgängen entsprechen. —

Bergbau.

— Die Asbestgruben von Quebec (Kanada) liefern, wie der „Prometheus“ mitteilt, gegenwärtig 2/3 des in der ganzen Welt verbrauchten Asbests. Erst gegen 1878 war der kanadische Asbest entdeckt worden, aber die Produktion, welche anfangs nur wenige Tonnen betrug, vermehrte sich rapide; sie betrug 1888 bereits 4000 Tonnen und erreichte 1898 die Summe von 15892 Tonnen, deren Wert mit den Nebenprodukten zwei Millionen Mark betrug. Die Asbestgruben beschäftigen 800 Arbeiter, und obwohl es auch in Rußland, Schweden, Ungarn, Italien, auf Korsika, in Südamerika und Südafrika Asbestgruben giebt, ist doch ihr Ertrag gegen die kanadischen nur unbedeutend. Der kanadische Asbest hat ein spezifisches Gewicht von 2.5; die wie Seide glänzenden Fasern von weißer oder grünlicher Farbe sind 5—6 Centimeter lang und finden sich in Serpentin- felsen, deren Ausbeutung je nach der Güte noch als vorteilhaft betrachtet wird, wenn sie 6—15 Proz. Asbest liefern. Die mittleren Preise betragen gegenwärtig 300—500 M. für den Doppelcentner der besten Sorte, 150—190 M. für die zweite Qualität und 44 bis 64 M. für die zur Fabrikation unverbrennlicher Papiere verwendete, geringste Handelsorte. —

Humoristisches.

— Die wahre Ursache. Gatte (im Theater): „Sieh nur, wie auffallend blaß Frau Upwell plötzlich wird — ich hab' sie noch bei keiner Tragödie so ergriffen gesehen.“

Gattin (malkiös): Das verursacht nicht die Tragödie, Du Alberner, sondern ihr aufgegangener Chignon.“ —

— Das erste Zeichen. Belle: „Glaubst Du, Teddy liebt mich?“

Grace: „Ja, das weiß ich bestimmt! Er hat mir gestern anvertraut, daß er entschlossen sei, sich den Schnurrbart wegnehmen zu lassen, um alle seine Gedanken nur auf Dich konzentrieren zu können.“ —
(„Jugend.“)

Notizen.

— „Der Vann“, ein zweiaktiges Schauspiel von Johannes Schlaf, wird in der nächsten Saison im Berliner Theater aufgeführt werden.

— Oskar Hofmeister, der Charakterdarsteller an der Wiener Seceffionsbühne ist für das Deutsche Theater engagiert worden.

— Das „Bunte Theater“ wird den ganzen Sommer spielen; Wolgogen hat seinen Vertrag mit der Seceffionsbühne so weit verlängert.

— Im Schiller-Theater wird der Schwank „Ein Rabenvater“ von Hans Fischer und Josef Farno zusammen mit dem neuen Einakter „Die Sternrunder“ von Georg Henke Mitte nächster Woche zum erstenmal in Scene gehen.

— „Der kommende Mann“, ein Lustspiel von Carry Brachvogel und D. Wising, ist vom Schauspielhause zur Aufführung angenommen worden. Das Stück wird zum Beginn der nächsten Saison aufgeführt werden.

— Brienz' Drama die „Rote Robe“ erzielte bei der Aufführung im Schauspielhause zu Frankfurt a. M. einen starken äußerlichen Erfolg.

— Ferdinand Gregori vom Schiller-Theater ist auf mehrere Jahre für das Wiener Burgtheater verpflichtet worden.

— „Frieden“, eine neue dramatische Dichtung von R. Sawel, ist vom Deutschen Volks-Theater in Wien angenommen worden.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 7. April.